

schinenwelt. Ihr muß Platz geschaffen werden. Das geht nicht ohne – oft erschöpfende – Anstrengung ab.

Die sekundäre Konsequenz heißt: Wir müssen jeden Tag eine bestimmte Zeit der Stille und der Sammlung uns ermöglichen. Vielleicht auch andern ermöglichen helfen. In dieser Zeit schweigen wir und lernen hören, was aus Tiefe der Erkenntnis und der Weisheit des Reichums Gottes auf uns zukommt. Dann ist die Stille des Sonntags so etwas wie ein Gipfel der Stille aller Tage. Diese Stille müssen wir durch allen Lärm und alle Hektik hindurchtragen lernen. Sie wird uns schließlich auch die Gelassenheit geben, zwischen Wichtigem und Unwichtigem in unserem Leben unterscheiden zu lernen.

Gefordert ist die Mutprobe der Untätigkeit

Wir müssen wieder die Fähigkeit erlangen, um mit Pascal zu sprechen, eine Stunde allein in unserem Zimmer sein zu können, nichts zu tun, buchstäblich leer zu sein. Solche Leere ist nach der Erfahrung der großen Mystiker die Voraussetzung, daß Gott bei uns einziehen und anwesend sein kann. Es ist auch die Bedingung dafür, daß Gott bei uns bleiben kann. Durch dauernde hektische Tätigkeit verweigern wir Gott, daß er unter uns seine Hütte bauen, sein Zelt aufschlagen, Wohnung bei uns nehmen kann. Das gleiche gilt auch für kirchliche Betriebsamkeit im besonderen.

Gefordert ist die Mutprobe des Verzichts

Wir müssen unser Leben wieder frei oder, besser gesagt, freier machen vom Ballast des mannigfaltigen Konsums. Mit einem Übermaß an Gütern, mit einem Übermaß an Geld und Genuß verbarrikadieren wir uns vor Gott. Mit wieder anderen Worten: Wenn wir nicht auf eine unseren jeweiligen Lebensumständen angemessene Weise versuchen, arm zu sein, lassen wir die alltäglich errichteten Mauern zwischen Gott und uns, die ja meist auch Mauern zwischen uns Menschen sind, stehen.

Dies sind, nach meiner Erfahrung, nach meiner Einschätzung die erstrangigen Mutproben, um aus der negativen Krise des Sonntags eine positive Krise werden zu lassen. Denn: Entgegen dem allgemeinen Sprachge-

brauch und dem ihm zugrundeliegenden landläufigen Verständnis wird das Wort „Krise“ fast nur noch negativ besetzt. „Krise“ aber ist im Grunde etwas ganz Positives, ist eines der Grundwörter der christlichen Botschaft: Die Ankunft Gottes in Jesus Christus ist unsere Krise. „Krise“ heißt: Gericht, Urteil, Entscheidung, Zeit der Entscheidung, Zeitraum der Offenheit für neue Lösungen, Zeit, in der sich etwas zum Besseren wenden kann.

Unsere Krise ist GOTT!

Die Krise des Sonntags ist unsere Krise.

Wenn wir es Gott in unserem Leben besser gehen lassen, dann wird es auch dem Sonntag und uns bessergehen. Dann werden unsere Gottesdienste, unsere Menschendienste wieder die Züge, die Gesichtszüge Gottes tragen. Dann werden unsere Sonntage uns und andere wieder heilen, statt uns und andere krank zu machen. Denn: Am Sonntag feiern wir den Tag unserer Erlösung, den Tag, an dem Christus von den Toten aufgestanden ist, Auferstehung also wäre gefragt.

Alfred Dubach

Wie junge Eltern Kirche und Gemeinde erleben

Ergebnisse einer Untersuchung unter jungen Eltern in der Deutschschweiz*

Die Sehnsucht vieler junger Eltern geht nach Gemeinschaft in einer menschlicheren, persönlicheren Kirche, wie sie sich in lebendigen Gemeinden darstellt. Abgelehnt werden die Enge und Zwänge, wie sie die befragten Eltern noch im vorkonziliaren Katholizismus erlebt hatten, besonders aber die kirchenamtlichen Vorschriften in der Sexualmoral und der Mangel an Toleranz. – Die hier knapp zusammengefaßten und kommentierten Un-

* SPI (Hrsg.), Junge Eltern reden über Religion und Kirche. Ergebnisse einer mündlichen Befragung, Zürich 1986; SPI (Hrsg.), Religiöse Lebenswelt junger Eltern. Ergebnisse einer schriftlichen Befragung in der Deutschschweiz, kommentiert von Alfred Dubach – Michael Krüggeler – Peter Voll, Zürich 1989. – Siehe die Besprechung S. 71.

tersuchungsergebnisse können den Blick für die Situation junger Eltern schärfen und die Bildung von Gruppen in den Gemeinden, die Gemeinschaft erfahren lassen, anregen. red

„Religiös“ – trotz sporadischer Kontakte mit kirchlicher Gemeinde

Christliche Gemeinde ist für die meisten jungen Eltern kein Lebenszusammenhang, in dem gemeinsames Leben aus dem Glauben zu gestalten versucht wird. Sie leben in mehr oder weniger großer Distanz zur kirchlichen Gemeinde. 12% finden sich jeden Sonntag zur Feier der Eucharistie ein, 21% etwa einmal monatlich.

Die Aussagen der jungen Eltern in den mündlichen Interviews lassen einen grundsätzlichen Vorbehalt und eine durchgehend gemachte Unterscheidung, ja Trennung, von Religiosität und kirchlicher Praxis erkennen: eine Dissoziation von Religiosität und Kirchlichkeit.

Auch wenn zwei Drittel der jungen Eltern keinen regelmäßigen Kontakt zur Kirche im Sonntagsgottesdienst pflegen, bezeichnen sich 88% ausdrücklich als religiös, 12% als religiös nicht festgelegt oder als nicht religiös. Einen allgemeinen Transzendenzglauben wie auch eine christliche Lebenshaltung lehnen lediglich 1,3% der jungen Eltern explizit ab.

In vielen Aussagen der jungen Eltern kommt zum Ausdruck, was ein Vater so formulierte: „Es ist mir nicht wesentlich, in welcher Religion mein Kind erzogen wird, es soll aber etwas von Religion mitbekommen.“ Es dominiert ein naturreligiöses Gottesbild, eine Populärphilosophie von Gott, eine Hintergrundsreligion, eine Art ins Jenseits verlängertes und dort verankertes Urvertrauen in den Sinn der Welt und des Lebens: „Für mich ist Gott so etwas wie eine imaginäre Kraft.“

Die junge Durchschnittsfamilie scheint stark auf ihre eigenen Anliegen gerichtet: Sie sieht in der Familie, in den Kindern, in der Arbeit ihren unmittelbaren Lebenssinn. Dazu stellvertretend die Aussage einer jungen Frau. „Meinen Sinn sehe ich schon hauptsächlich in der Familie; daß die Kinder recht aufwachsen, daß aus ihnen etwas wird. Wenn

ich jetzt keine Familie hätte, dann wäre es wahrscheinlich vermehrt der Beruf, der mir den Lebenssinn geben müßte.“

Eher geringe Bedeutung messen die jungen Eltern der Religion im Alltag bei: „Im Alltag beschäftige ich mich nicht mit religiösen Fragen oder mit Gott, aber ich glaube, daß meine Lebenseinstellung, die ja auch christlich geprägt ist, mehr unbewußt meinen Lebenswandel beeinflusst.“ – „Für mich ist Gott vor allem wichtig, wenn es mir nicht gut geht. Aber sonst während des Tages spielt Gott oder die Religion für mich eigentlich keine Rolle. Ich beschäftige mich auch nicht mit solchen Sachen, das muß ich ganz ehrlich sagen. Außer, daß ich mit dem Kind am Abend bete und ihm das Kreuz mache. Das finde ich schön, weil ich als Kind das auch als schön empfunden habe. Auch das Kreuzzeichen mache ich immer, das gibt mir das Gefühl, daß die Kinder in der Nacht beschützt sind.“

Für engere Kontakte mit der Gemeinde besteht für die jungen Eltern kein unmittelbarer Anlaß. Religion dient vornehmlich der Deutung der eigenen Biographie, vor allem in den außeralltäglichen Phasen wie Geburt, Erwachsenwerden, Heirat, Tod (93%), zur Sinndeutung von Feiertagen (79%), in der Kindererziehung (67%), in seelischen Notlagen (68%), sehr viel weniger in der Frage, was moralisch gut ist (43%), in Ehefragen (36%), in Fragen des Lebensstils (29%) oder gar in gesellschaftspolitischen Fragen (9%). Nachdenklich stimmen müßte, daß z. B. die Taufe der eigenen Kinder keinen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen vermochte bzw. daß das Taufgespräch nicht als hilfreich erfahren wurde oder in Erinnerung blieb.

In den Antworten der jungen Eltern auf die Frage, was ihrer Meinung nach einen guten Christen ausmacht, wird nur ausnahmsweise Bezug genommen auf die Kirche als Verkörperung des „Volkes Gottes“, als Zeichen und realer Anbruch des Reiches Gottes.

Wahrnehmung der Kirche

Wenn der durchschnittlich wenig enge Kontakt der Befragten mit der Kirche in Betracht gezogen wird, darf wohl angenommen werden, daß die Wahrnehmung der Kirche entweder auf frühere Erfahrungen zurück-

geht oder auf die in unserer Gesellschaft unvermeidlichen Kontakte mit der (Institution) Kirche, aber auch und vermutlich vor allem auf die Wahrnehmung von Kirche in den Medien, vorab wohl im Fernsehen. Das Verhängnisvolle hierbei dürfte sein, daß die Kirche so vorwiegend als Institution und nicht als Glaubensgemeinschaft in Erscheinung tritt.

Die vermutete amtskirchliche Deutung von Christlichkeit ist demnach Kirchlichkeit im Sinne der Institution: Mitgliedschaftspflichten erfüllen, „fleißig beten“ oder Moralvorstellungen befolgen („keine Verhütungsmittel nehmen“), gegen die man sich aber abgrenzen kann („Ich meine, was der Papst sagt, ist für mich eine Meinung. Ich glaube nicht, daß er absolut unfehlbar ist. Ich muß mein Leben vor mir allein verantworten können und sonst vor niemandem. Deshalb stört mich nicht direkt, was er sagt, weil es für mich sowieso nicht verbindlich ist. Ich kann ja selber auch denken“).

Zwei Adjektive werden von den jungen Eltern in ihrem Kirchenbild am häufigsten genannt: stärkend (46%) und tröstend (42%): „An irgend etwas muß man ja glauben können, damit man leben kann, das einem Trost gibt. Ja gut, man sollte nicht nur dann die Kirche brauchen, aber es ist nun mal so.“ – „Vielleicht bin ich später auch mal froh um die Kirche, vor allem wenn ich einmal alt, einsam oder krank bin. Viele Leute haben ja auch im Alter eine nähere Beziehung zur Kirche, weil es ans Sterben geht. Wer weiß, vielleicht geht es mir auch einmal so.“

Bedrängende Erfahrungen

Belastende Erfahrungen können wie eine Blockade wirken, sich auf kirchliche Gemeinschaft einzulassen. Negative belastende Erfahrungen mit Kirche haben bei nicht wenigen jungen Eltern tiefe Wunden hinterlassen und zu Kontaktstörungen mit der Kirche geführt.

Die Kindheitserfahrungen der befragten jungen Eltern reichen zurück in die letzte Periode des vorkonziliären Katholizismus. Geblieben sind den jungen Eltern vor allem die Schattenseiten dieser Zeit, nämlich die Enge und Sturheit, das Zwangshafte. Einig sind sich die jungen Eltern: Nein, so wie sie

von ihren Eltern religiös erzogen wurden, so möchten sie ihre Kinder nicht erziehen: „Später einmal“, meint eine junge Frau, „soll das Kind selbst entscheiden, wie es sich zum christlichen Glauben stellen will. Nur keinen Druck oder Zwang ausüben, auch nicht in bezug auf den Besuch des Sonntagsgottesdienstes.“ – „Ich selber wurde ja richtig stur erzogen: mit dem strafenden Gott, der alles sieht, dem ewigen Beten und In-die-Kirche-Gehen usw. So etwas kann ich selber nicht mehr machen. Auch alle die Geschichten von Fegfeuer und Hölle kann ich meinen Kindern nicht erzählen, weil ich ja selber nichts davon halte. Hingegen sehe ich ernste Schwierigkeiten, den Kindern etwas zu vermitteln, wenn das alles wegfällt. Das wäre eine Aufgabe der Kirche, diese Lücke zu füllen.“ – „Sicher werden meine Kinder nie gezwungen werden, in die Kirche zu gehen. Dann hoffe ich, daß meine Kinder nie etwas vom Teufel hören. Das gibt es bei mir nicht. Mir wurde das so ‚eingebleut‘, daß allein schon, wenn ich das Wort höre, ich eine schwarze Gestalt vor den Augen sehe, die mich erwürgen will. Ich bekomme jetzt noch Angstgefühle, und das will ich meinen Kindern ersparen.“

Positive Erinnerungen hinterlassen die Mitgliedschaft in Kinder- und Jugendvereinen. Meist sind damit gute Erinnerungen mit Priestern verbunden („Geprägt wurde ich vor allem durch den damaligen Vikar, zu dem ich heute auch noch eine gute Beziehung habe“). Bei heute kirchlich distanziereten jungen Eltern ist früher erlebtes kirchliches Brauchtum noch in positiver Erinnerung („In meiner Erinnerung sind mir vor allem noch die verschiedenen Bräuche wie die Agathabrötchen, die Weihwasserweihe usw. Wir mußten auch immer das Kreuz machen, wenn wir das Haus verließen. Das Weihwassergeschirr hing neben der Tür“). Es sind auch positive Einübungen ins Beten festgehalten. Vor allem, wo es als „erzählendes Abendgebet“ mit den Eltern gehalten wurde. Positiv in Erinnerung hat den Religionsunterricht ein Sechstel der interviewten Elternpaare.

Das Bild der jungen Eltern von der Kirche ist stark von früheren belastenden Erfahrungen genährt („Ich bin in einer streng katholi-

schen Familie aufgewachsen und habe nicht die besten Erfahrungen gemacht.“ – „Als ich dann älter wurde, entwickelte ich geradezu einen Haß gegen alles, was mit der Kirche zu tun hatte. Meine strenge Erziehung bewirkte also gerade das Gegenteil. Das hat dazu geführt, daß ich überhaupt nicht mehr in die Kirche gehe“). Um eine neue differenzierte Wahrnehmung zu erlangen, ist es wohl nötig, daß die die religiöse Entwicklung blockierenden Erfahrungen und Kontaktstörungen angeschaut und verarbeitet werden. Nur was an Verdrängtem, Abgespaltenem zugelassen, angenommen und wieder angeeignet wird, verliert seine die Beziehung störende und blockierende Kraft. Erfordert sind Seelsorger, welche in Gesprächen auftauchende Vorwürfe und Einwände gegenüber der Kirche auf- und anzunehmen versuchen, nicht einfach abwehren und damit Verdrängungsprozesse verstärken, sondern durch ihr eigenes Handeln Kontrasterfahrungen ermöglichen.

Eine Sehnsucht

Von nicht wenigen Interviewten, besonders Frauen, wird der Wunsch ausgesprochen, zur Kirche wieder in Kontakt zu kommen. Verbunden mit diesem Wunsch ist die Vorstellung, ein Gemeinschaftsgefühl in der Kirche erfahren zu können. An die Kirche ist der Anspruch gerichtet, daß in ihren Gruppen und Veranstaltungen eine Möglichkeit echten Engagements wahrgenommen werden kann und ein Gefühl der Verbundenheit und des Angenommenseins sich entwickeln kann.

Der Wunsch „mehr Herzlichkeit, lebendige Gemeinschaft“ (43%) repräsentiert die am meisten genannte Erwartung an die Kirche. Fragt man die jungen Eltern direkt „Was gefällt Ihnen an der Kirche, was finden Sie gut?“, dann antworten 44%: „Sie gibt einem das Gefühl der Gemeinschaft.“ Es zeigt sich dabei ein ausgeprägter Zusammenhang zwischen dem Lob für die Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden und der christlichen Lebensorientierung.

In der klar zutage tretenden Sehnsucht nach Gemeinschaft schwingt hintergründig der Wunsch mit nach einer menschlicheren, persönlicheren Kirche, die einfacher und näher

bei den Menschen ist, in der das Institutionelle weniger Gewicht hat: „Sicher müßte es menschlicher und ehrlicher zu- und hergehen: weniger Floskeln, mehr Nähe, wirkliche Gemeinschaft. Aber das würde wieder mehr Engagement verlangen; und da weiß ich gar nicht, ob ich dazu bereit wäre.“ – „Früher hat man sich noch gekannt, wenn man in die Kirche ging. Heute existiert die Gemeinschaft der Gemeinde nicht mehr.“ – „Gut fände ich, wenn ein gewisses Gemeinschaftsgefühl entstehen würde, z. B. wenn sich eine Gruppe regelmäßig sehen würde. Aber mir fehlt einfach der Inhalt. Ich habe schon von Basisgruppen gehört. Ich weiß aber nicht mehr darüber. Aber so etwas stelle ich mir vor – Selbsthilfegruppen, in denen sich die Leute nah sind, wo die eigene Persönlichkeit gefördert und gefordert wird. Daß ich auch persönlich etwas davon habe. Umgekehrt stört mich eben, daß die Kirche so unpersönlich ist, daß die Messe, die Predigten nichts mit dem Leben zu tun haben. Vom Papst möchte ich schon gar nicht reden.“

In bezug auf die konkrete Ortskirche gibt es mehrfach positive Erfahrungen. Kritische Vorbehalte (Vorschriften in der Sexualmoral, voreheliche geschlechtliche Beziehungen, Empfängnisverhütung, Zölibat der Priester, Hierarchie und Bürokratie der Kirche, die Unfehlbarkeit des Papstes, Mangel an Toleranz, die Papstreisen, ritualisierte Messe usw.) sind vor allem gegenüber der Amtskirche zu hören, ab und zu auch gegenüber Pfarrern. „Primär ist die Kirche für mich die Ortskirche. Aber weiter oben hapert es.“ – „Eigentlich fühle ich mich wohl in der Kirche hier in unserer Pfarrei. Aber ich weiß auch: Noch lange ist es nicht überall so.“ – „Wenn die Leute in der Pfarrei nicht mitmachen, kann es am Pfarrer liegen.“

Der Widerspruch, auf der einen Seite zu verlangen, die Gemeinschaft vermehrt zu pflegen, und auf der anderen Seite für sich selbst zu sagen: „Zwei- bis dreimal im Jahr in den Gottesdienst ist schon genug“, wird von einzelnen Befragten selber angesprochen: „Ich sehe schon, daß man etwas ändern könnte, aber dann muß man eben mitmachen, und das wollen die meisten Leute doch wieder nicht.“ – „Nur weiß ich aus eigener Erfah-

rung, daß man lieber irgendwo dabei ist, wo man sich zurücklehnen und es genießen kann.“

Die Wahrnehmung der Kirche und die Erfahrungen mit ihr werden von den jungen Eltern als ein Bild unterschiedlicher und gegensätzlicher Wünsche, Erwartungen und kritischer Haltungen in mehr oder weniger groben Konturen gezeichnet. Trotzdem sind vorherrschende Tendenzen nicht zu verkennen, wie ich sie hier grob skizziert wiederzugeben versucht habe.

Praxis

Hedwig Gründler

Erfahrungen mit dem Sonntag

Die Autorin lädt uns ein, unsere Erfahrungen mit dem Sonntag mit ihren eigenen zu vergleichen und gemeinsam auf die Suche zu gehen, wie dieser Tag – etwa durch bewußte Vorbereitungsinitiativen am Samstag – wieder zu unserem wöchentlichen Festtag werden könnte. red

Psalm 84, 12 beginnt mit den Worten „Gott der Herr ist Sonne . . .“

Das Wort Sonntag beinhaltet für mich das Wort Sonne.

Sehr bald kann ein Kind eine gelbe Kugel aufs Papier malen . . . die Sonne lacht . . .

Ist Sonntag für uns ein *Sonnentag*? Die Sonne spendet mir Wärme, ich sauge die Wärme auf, alle meine Glieder genießen ihre Strahlen, ich dehne mich aus, und sogar in mein Inneres dringt Licht, es ist Platz für Erleuchtung. Ist Sonntag für uns ein Tag, an dem innen und außen die Sonne aufgeht oder scheint? Egal, was für ein Wetter in der Natur herrscht? Was ist Sonntag für uns, für Sie und für mich?

Ist Sonntag ein *Nichts-tu-Tag*? Nach sechs Tagen Alltagsrott eine Leere . . . Dann kann so ein Tag Bedrückung hervorrufen und Langeweile. Besinnung und Erholung verordnet kann ein Luxus sein, den man sich

nicht gönnen kann oder der nicht erreichbar erscheint.

Ist Sonntag ein Tag, der uns überfordert, in den wir aus dem Alltag flüchten, an Oberflächlichem hängenbleiben, weil uns das Feiern und Staunen nicht gleich gelingt? Ist er ein *Überforderungstag*, ein Tag, in den wir Wünsche und Erwartungen hineinlegen, die sich nicht erfüllen lassen, weil die ganze übrige Woche und unser gesamtes Verhalten den Sonntag mitprägen?

Ist Sonntag ein *Problemtag*, weil sich die Dauerprobleme unter der Woche aufstauen und gerade da Entladung passiert? Frauen, die unter zuwenig Außenkontakten leiden, haben einerseits plötzlich zuviel Begegnung und finden es andererseits störend, wenn man in ihre Bereiche eindringt. Männer, oft in Büro und Betrieb als Fachmänner tätig, fühlen sich zu Hause als Dilettanten und schlüpfen in die Rolle des müden Geldgebers. Die überkommene Rollenaufteilung kommt zur Auswirkung, die Generationskonflikte verstärken sich, jede/r hat eigene Vorstellungen über Freizeitgestaltung, die Großeltern wollen besucht werden oder laden sich selbst ein. Schulkinder holen an Sonntagabenden die fehlenden Aufgaben nach – das sind nur einige herausgegriffene Beispiele.

Sonntag als *Festtag* ist wichtig. Trägt doch die christliche Kirche dem Siebentagezyklus der Woche Rechnung und nimmt damit auf den inneren Rhythmus des Menschen Rücksicht, am siebenten Tag der Woche oder, wie wir oft sagen, ersten Tag der Woche das „Fest des Lebens“ zu feiern. Das Leben feiern, das bedeutet Auferstehung, und es ist sinnvoll, den Alltag mit einem Festtag zu durchweben. Diese Ruhepause als Atempause kann eine Gelegenheit sein, aus dem Gewohnten des Alltags, aus dem Trott auszusteigen. Sich die sechs Tage zu betrachten und darüber nachzudenken und zu erfühlen, was und wie es weitergehen kann, neue Kräfte zu sammeln und ganz einfach mit allen Sinnen Luft zu schöpfen.

Sonntag soll uns ein Fest sein!

Was ist ein Fest? Wie entsteht ein Fest? Es braucht eine Zeit der Einstimmung und Umstimmung – Samstag wäre geeignet dafür, der Vorbereitungstag für den Feiertag! Wenn